



J.B.METZLER

1 Einleitung

- 1.1 Sprache – Die vielen Facetten eines Untersuchungsgegenstands
- 1.2 Sprachwissenschaftliche Arbeitsgebiete
- 1.3 Paradigmen der Sprachwissenschaft
- 1.4 Und wozu brauchen wir das?

1.1 | Sprache – Die vielen Facetten eines Untersuchungsgegenstands

Natürlich kann Sprache die Welt verändern. Dazu sind keine großen rhetorischen Anstrengungen nötig; einfache, ungeschliffene und zögerliche Äußerungen haben manchmal ungeheure Effekte. Eine historische, dabei recht unspektakulär daherkommende sprachliche Äußerung war zum Beispiel die folgende:

(1) das tritt nach meiner Kenntnis is das sofort, unverzüglich

Mit dieser Äußerung in einer vom DDR-Fernsehen live übertragenen Pressekonferenz löste bekanntlich SED-Politbüromitglied Günter Schabowski am 9.11.1989 um ca. 19 Uhr eine Entwicklung aus, die wesentlich zum Untergang eines ganzen Staates beitrug. Nehmen wir dieses Beispiel, um zu erläutern, aus welch unterschiedlichen Perspektiven sich die Sprachwissenschaft heute ihrem Gegenstand nähert. Die Analyse des Beispiels wird uns zeigen, wie komplex der Untersuchungsgegenstand ›Sprache‹ ist – und zwar selbst dann, wenn wir uns mit sehr trivialen Äußerungen beschäftigen.

1.1.1 | Laute

Lautgestalt: Zunächst war die Äußerung in (1) physikalisch gesehen nichts anderes als eine komplexe **Schallwelle** von knapp 5 Sekunden Dauer, die an jenem Tag von einem bestimmten Sprecher produziert wurde – ein in dieser Form einmaliges Schallereignis. Es kam durch das Zusammenspiel der Artikulationsorgane Günter Schabowskis zu-

stande, die die aus seiner Lunge entweichende Luft v. a. in Kehlkopf, Mund- und Rachenraum auf verschiedene Weise modulierten. Da die Äußerung – dem Anlass einer Pressekonferenz entsprechend – aufgezeichnet wurde, können wir diese Schallwelle immer noch darstellen (s. Abb. 1).

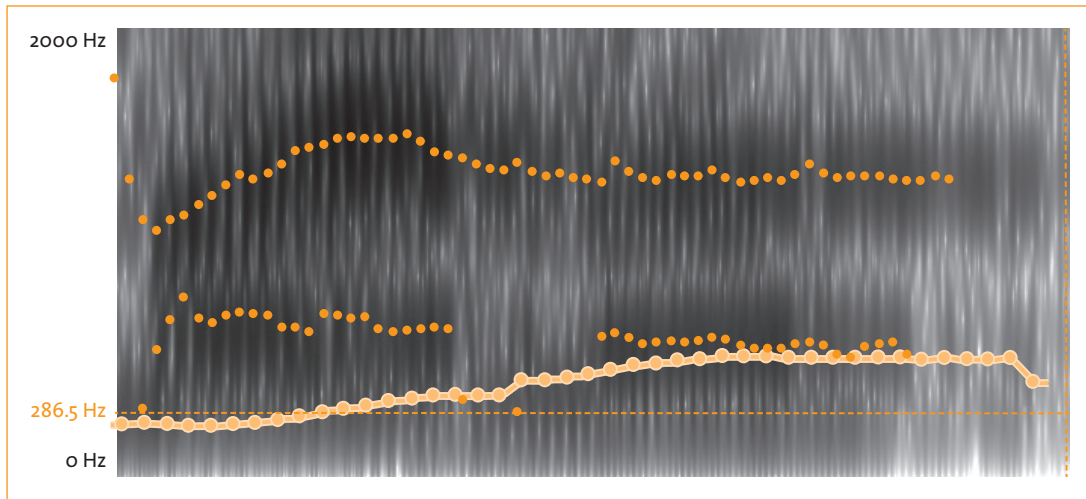
Eine solche Darstellung der Schallwelle in einem Oszillogramm sagt natürlich noch überhaupt nichts über Sprache aus. Das menschliche Ohr, auf das eine solche Schallwelle trifft, ist jedoch in der Lage, sie so zu analysieren, dass im Gehirn des Hörers daraus die Laute einer Sprache – des Deutschen – erkennbar werden. Das konnten auch die Teilnehmer der Pressekonferenz und die Zuschauer an den Fernsehgeräten in der DDR. Mit Mitteln der Physik ist es möglich, etwas Vergleichbares zu tun und die komplexe Welle in die einzelnen Schwingungen zu zerlegen, aus denen sie zusammengesetzt ist. Eine solche sog. Fourier-Analyse und das daraus resultierende **Spektrogramm** lassen – anders als das einfache Oszillogramm in Abbildung (1) – ›Verdichtungen‹ im Frequenzspektrum (sog. **Formanten**) erkennen, die man mit einzelnen gehörten Lauten oder Lautkombinationen korrelieren kann. In Abbildung (2) ist zum Beispiel das Wort *meiner* aus dem Munde Schabowskis (das etwa 0.4 Sekunden dauert) herausgegriffen und sein Frequenzspektrum so in der Zeit aufgelöst, dass Formanten im Bereich bis zu 2000 Hz und damit eine gewisse Struktur sichtbar werden. Spezialisten können solche Spektralanalysen ›lesen‹ und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit darin bestimmte Muster erkennen. Die x-Achse entspricht dem Zeitverlauf, die untere



Abb. 1:
Oszillogramm
der Äußerung in (1)

Sprache – Die vielen
Facetten eines Unter-
suchungsgegenstands

Abb. 2:
Spektrogramm
des Wortes *meiner* aus
der Äußerung (1)



ansteigende Linie extrahiert die Grundfrequenz (F0), die oberen beiden die ersten beiden Formanten (F1 und F2). Die y-Achse zeigt lediglich die Skalierung für F1 und F2 (zur Grundfrequenzanalyse s. u. Abb. 3 und 4).

Etwa kann man aus der öffnenden Bewegung zwischen dem sog. 1. und 2. Formanten am linken Rand des Spektrogramms auf einen Diphthong (*ei*) schließen; die durchgehenden regelmäßigen Schraffuren lassen Stimmhaftigkeit erkennen (alle Laute im Wort *meiner* sind stimmhaft); die abgeschwächten Formantenstrukturen (helleres Grau) links und in der Mitte gehen auf Nasale zurück. (Die untere Linie aus Kreisen markiert die Bewegung der Stimmlippen, die hier zwischen ca. 70- und 180-mal pro Sekunde schwingen. Aus dieser Bewegung lässt sich die Stimmmelodie erkennen, die während des Wortes leicht ansteigt.)

Natürlich kann man auch danach fragen, durch welche **Artikulationsbewegungen** diese Schallwelle zustande gekommen ist. Im Wort *meiner* sind dabei neben der Lunge, aus der die Luft durch die Luftröhre ausströmt, der Kehlkopf (der in diesem Fall so eingestellt ist, dass die Stimmlippen durchgängig regelmäßig schwingen können), das Velum (das den Mund- vom Nasenraum abtrennt und das für die Nasale *n* und *m* geöffnet wird), die Zunge (die beim Konsonanten *n* einen Kontakt mit dem Zahndamm herstellt und durch ihre Lage auch für den Diphthong *ei* sowie den auslautenden Vokal *-er* verantwortlich ist) sowie die Lippen (die am Anfang des Wortes bei der Artikulation des *m* geschlossen sind) zu nennen.

Phonetik: Die erste Facette des Phänomens ›Sprache‹ ist also eine recht naturwissenschaftliche:

Es geht um ein Schallereignis, die Physiologie seiner Hervorbringung und seiner Wahrnehmung. Wegen der naturwissenschaftlichen Methoden hat sich die Phonetik – die Wissenschaft, die sich mit diesem Aspekt von Sprache beschäftigt – im Lauf des 20. Jahrhunderts zunehmend von der Sprachwissenschaft separiert und ist heute teils in eigenen Instituten organisiert. Seit einiger Zeit ist jedoch eine Wiederannäherung zu beobachten, die auf die Erkenntnis zurückzuführen ist, dass eine angemessene linguistische Beschreibung der Lautgestalt von Sprache sowie deren Variabilität und Wandel in der Zeit nur möglich ist, wenn man ihre physiologischen und akustischen Grundlagen kennt.

Phonetische Transkription: Mit der rein **akustischen** oder **artikulatorischen** Beschreibung haben wir allerdings noch längst nicht alles erfasst, was die lautliche Seite von Sprache ausmacht. Zum Beispiel ist es auf diese Weise noch nicht einmal möglich, die einzelnen Laute einer bestimmten Sprache – sagen wir, des Deutschen – zu identifizieren. Dies würde nämlich bereits eine **Segmentierung** in Laute verlangen, die auf akustischem oder artikulatorischem Weg nur schwer – wenn überhaupt – zu leisten ist. Denn schließlich gehen die Laute im Sonagramm teils ineinander über, genauso wie die Artikulationsvorgänge, die sie hervorgebracht haben, aus sich überlagernden, oft kontinuierlich ablaufenden Einzelgesten bestehen, die nicht unbedingt synchron sind; die Grenzen zwischen den Lauten sind auf diese Weise nur selten genau bestimmbar. Das gelingt erst, wenn sich der Phonetiker oder die Sprachwissenschaftlerin selbst als sprachkompetente/r Hörer/in in den Analyseprozess einschaltet und im Rahmen einer **au-**

ditiven Analyse versucht, möglichst genau zu notieren, was die Laute eines Worts oder eines Satzes ausmacht. Zu diesem Zweck ist vor ca. 130 Jahren ein Notationssystem entwickelt worden, das die Segmentierung des Lautstroms voraussetzt, nämlich das **Internationale Phonetische Alphabet**. Es hat den Anspruch, ein universales Instrumentarium für die auditive phonetische Analyse der Laute jeder beliebigen Sprache zur Verfügung zu stellen. In einer groben phonetischen Umschrift könnte Schabowskis Äußerung dann ungefähr so aussehen (die eckige Klammer markiert IPA-Transkription):

(2) [das'tʁɪ't'na:x'maəŋə] ['kɛnt'nɪsɪsdasɔ:'fɔətʰ] ['ʏnfɛ'tsy:ɡlɪç]

Aus der phonetischen Transkription einer großen Menge von Äußerungen des Deutschen könnten wir seine **phonetische Struktur** beschreiben: Es ließe sich erkennen, welche Laute vorkommen und welche nicht, welche häufig sind und welche nur in bestimmten Umgebungen stehen können (von denen sie vielleicht beeinflusst sind). Eine solche Analyse würde eine gewisse statistische Annäherung an die Lautstruktur des Deutschen erlauben. Neben der lautlichen Struktur der Wörter würde sich darin auch die geografische Herkunft der Sprecher widerspiegeln (ein Berliner wie Schabowski spricht anders als ein Sachse), ihr Alter, die Situation (in einer Pressekonferenz artikuliert man sorgfältiger als zuhause) und viele andere Dinge. Es gibt gute Evidenz dafür, dass wir als Sprachbenutzer tatsächlich auf all diese Dinge achten, sie verarbeiten und sogar eine Zeitlang im Gedächtnis behalten; für die Beschreibung einer Sprache ist es aber nützlich, noch eine abstraktere lautliche Beschreibungsebene zur Verfügung zu haben, die von diesen letztgenannten Aspekten absieht und die als **Phonologie** bezeichnet wird.

Die ›Laute im Innern‹: Wie diese abstraktere Repräsentation der Lautstruktur einer Sprache aussieht, ist eine Frage, die im Lauf der Geschichte der Sprachwissenschaft immer wieder anders beantwortet worden ist. Man kann sie sich sehr nah an der phonetischen Form vorstellen oder auch dafür argumentieren, dass es sich bei dieser mentalen Repräsentation um ein hochabstraktes Gebilde handelt. Einigkeit besteht aber immerhin darin, dass die phonologische Struktur einer Sprache von ihrer phonetischen Struktur unterschieden werden muss und dass sie einige Fakten des Lautereignisses ignoriert.

Graphematik: Dass es eine solche abstraktere Ebene geben muss, glauben nicht nur die Linguisten. Als die Menschen vor einigen tausend Jahren begannen, die Lautsprachen durch **Alphabet-schriften** zu konservieren, haben sie begonnen, Schriftsysteme zu entwickeln, die die Laute der einzelnen Sprachen festhalten sollten. Wie das genau geschah, war vielen historischen Zufällen unterworfen; etwa hatten die Germanen das Pech, dass sie bei der Entwicklung ihrer Schriftsysteme auf die Schriftzeichen des Lateinischen zurückgreifen mussten, einer Sprache, die viele Laute der germanischen Sprachen gar nicht kannte. Die Konsequenz waren z.B. Di- und Trigraphen (wie die Sequenz <ch> aus zwei Buchstaben für den Laut [x] und die Sequenz <sch> aus drei Buchstaben für einen einzigen Laut [ʃ], die es beide im Lateinischen nicht gibt). Aber unabhängig von diesen historischen Zufällen beruhen alle alphabetischen Schriftsysteme auf einer starken Reduktion des lautlichen Signals und blenden viel phonetische Variation aus; sie erschien den Schreibern und Lesern offenbar nicht wichtig. Wichtig waren für sie diejenigen lautlichen Eigenschaften, die für die referenzielle Bedeutung des niedergeschriebenen Textes entscheidend waren, also für die Bezeichnung von Dingen und Sachverhalten ›in der Welt‹. Anders gesagt: Die bedeutungstragenden Wörter mussten erkennbar und von anderen Wörtern mit anderer Bedeutung unterscheidbar sein.

Laut und Buchstabe: Im Einzelnen ist die Beziehung zwischen **phonologischer Struktur und Schrift** natürlich in vielen Fällen sehr komplex, und die beiden sind keineswegs identisch. Manche Schriftsysteme leisten sich viel Redundanz (im Deutschen wird z.B. der Laut /i:/ orthografisch fallweise durch <i>, <ie>, <ih> oder <ieh> wiedergegeben, vgl. *Igel*, *wie*, *ihn*, *zieh!*), manche erlauben die Zuordnung von Buchstaben zu Lauten nur positionsabhängig (im Deutschen ist z.B. <h> im Silbenauslaut ein Dehnungszeichen, im Silbenanfang steht es hingegen für den Frikativ [h]), und manchmal sind historische und morphologische Gründe dafür verantwortlich, dass die wechselseitige Abbildbarkeit von Lauten und Schriftzeichen sich verschlechtert oder von vorneherein nicht angestrebt wird (etwa, wenn im Deutschen Umlaute und Pseudoumlaute wie *aufwändig* mit <ä> geschrieben werden, während der Laut [ɛ] sonst durch <e> markiert wird, z.B. *wenden*). Grundsätzlich ist es aber klar, dass die Schrift die Lautgestalt nur in einer reduzierten und abstrahierten Form widerspiegelt, die vor al-

lem dazu dient, die Wörter schnell zu erkennen. Dazu ist eine ganze Menge der phonetischen Information nicht nur nicht nötig, sondern sogar störend.

Schriftsysteme bauen mehr oder weniger direkt auf dem **phonologischen (phonematischen) Bewusstsein** der Sprecher auf; dieses Bewusstsein beruht nämlich ebenso auf einer Abstraktion der Lautgestalt, die Wichtiges von weniger Wichtigem trennt. Über ein solches Bewusstsein verfügen nicht nur die der Schrift mächtigen Erwachsenen, sondern auch schon Kinder im Vorschulalter. Zum Beispiel zeigen Kinderreime wie *eene meene mu ...* anhand von reinen Fantasiewörtern, worauf es ankommt: nämlich in diesem Fall auf den Kontrast zwischen einer anfangsrandlosen Silbe (d. h. einer, die direkt mit dem Vokal beginnt) und einer Silbe, die mit [m] anfängt, bzw. auf den Kontrast zwischen einem [e:] und einem [u:] in der Akzentsilbe. Ein Kinderreim wie [ˈe:nəˈe:nˈɐ:] wäre dagegen vollkommen witzlos: Der Kontrast zwischen einem Glottalverschluss am Silbenanfang und einem Silbenanfang ohne Glottalverschluss bzw. zwischen einem geschlossenen *e* und einem leicht geöffneten ist im Deutschen kein relevanter Kontrast, er gehört nicht zum phonematischen Bewusstsein. (Übrigens ist das phonematische Bewusstsein bei Kindern eine wichtige Voraussetzung für den Erwerb der Schrift, wie nach dieser Diskussion auch nicht anders zu erwarten ist. Es scheint sich gerade durch Sprachspiele und Kinderreime trainieren zu lassen.)

Phonologie: Wie man von der Phonetik zur Phonologie kommt, wird in Kapitel 2 genauer erläutert. Grundsätzlich lässt sich sagen: Wenn ein Laut in einem Wort dazu dient, dieses Wort von anderen, bedeutungsdifferenten zu unterscheiden, ist er ein **Phonem** der Sprache. In der phonologischen Beschreibung einer Sprache geht es in erster Linie darum, die Phoneme, ihre Kombinationsmöglichkeiten und die Einschränkungen über ihr Vorkommen in Silbe und Wort zu erfassen. Eine phonematische Transkription unseres Beispielsatzes wird also viel weniger Details enthalten als eine phonetische:

(3) /dasˈtʁɪtnaçˈmainərˈkɛntnɪsɪsdaszoˈfɔrtɔnferˈtsyɡlɪç/

(Die Schrägstriche markieren, dass wir es mit einer **phonematischen Transkription** zu tun haben; je nach Theorie sind auch leicht andere phonematische Analysen der Äußerung Schabowskis möglich).

Phonetische und phonematische Transkription:

Die phonemische Transkription eines einzelnen Beispielsatzes in (3) verrät schon eine ganze Menge über die spezifische Struktur der Sprache. Sie behauptet zum Beispiel, dass das Deutsche (unter anderem) über die folgenden Phoneme verfügt:

Konsonanten: /t, d, k, g, f, s, z, ç, l, m, n, r .../
Vokale: /ɪ, ɛ, a, ʊ, ɔ, e, o, y, ə .../
Diphthonge: /ai .../

Einige dieser Phoneme gibt es übrigens längst nicht in allen Sprachen; zum Beispiel kommt der vordere gerundete Hochvokal /y/ (im Deutschen geschrieben <ü>) nur recht selten in den Sprachen der Welt vor. Andere sind sehr verbreitet; etwa kommt keine Sprache ohne das Phonem /a/ aus, und auch keine ohne den Plosiv /t/.

Behauptungen über das Phonemsystem einer Sprache müssen natürlich begründet werden, indem z. B. **minimale Kontraste** in Wortpaaren angegeben werden, die sich nur durch diese Laute unterscheiden (etwa im Deutschen: *Wache* und *Woche*, oder (*es*) *galt* und *kalt*).

Des Weiteren behauptet die phonemische Transkription, dass manche artikulierte Laute in der ›inneren Sprache‹ ganz anders repräsentiert sind. So entspricht dem wortfinalen Laut [ɤ] oder [ɐ] aus der phonetischen Realisierung in der phonemischen Repräsentation die Sequenz /ər/, und aus dem einzelnen Laut [s] an der Grenze zwischen *das* und *sofort* wird in der phonemischen Transkription eine Sequenz aus /sz/. Wie lässt sich diese Diskrepanz rechtfertigen? Warum setzen wir zum Beispiel nicht einen Reduktionsvokal /ɐ/ als eigenes Phonem an? Eine mögliche Begründung könnte damit argumentieren, dass z. B. das Wort *Lehrer* zwar mit einem Reduktionsvokal in der unbetonten Silbe ausgesprochen wird ([lɛ:ʁɐ]), die weibliche Form *Lehrer-in* aber ein /r/ enthält ([lɛ:ʁɐɪn]); da es sich um dasselbe Wort *Lehrer* handelt, sollten die beiden phonemischen Repräsentationen nicht unterschiedlich sein – das spricht für ein phonematisches /r/, das in der artikulierten Sprache zusammen mit dem vorausgehenden Vokal zu einem einzigen Reduktionsvokal verschmolzen (reduziert) wird. (Da das Phonem viel abstrakter als der physikalische Laut ist, stellt sich bei der Transkription die Frage, welches IPA-Zeichen aus den vielen möglichen phonetischen Realisierungen des Phonems man auswählen will. Das ist im Prinzip beliebig, wenn man sich darüber im Klaren ist, dass z. B. ein /r/ eigentlich gar keine

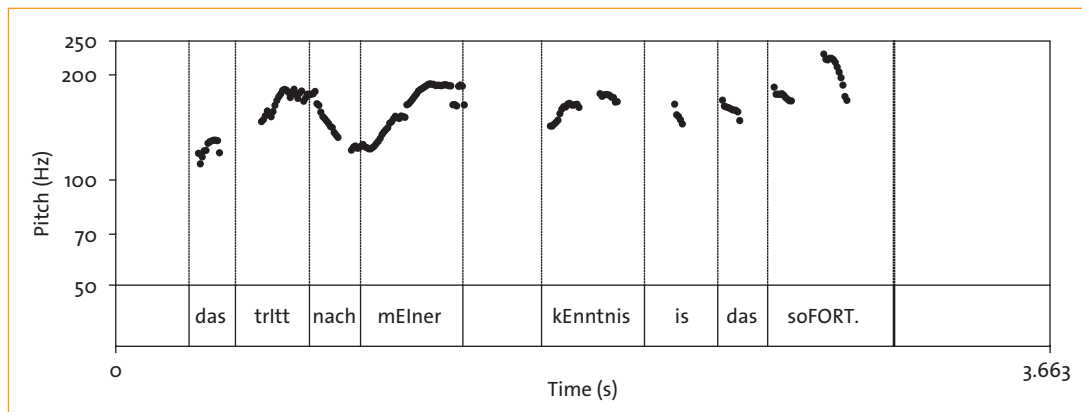


Abb. 3:
Die erste Intonationsphrase von Schabowskis Äußerung (1); Extraktion der Grundfrequenz (Intonationsbewegung)

gesprochene Einheit ist. Oft verwendet man einfach einen Laut des Alphabets, der leicht zu schreiben ist.)

Auch bei der Verschmelzung des auslautenden /s/ und des anlautenden /z/ zwischen den Wörtern *das* und *sofort* handelt es sich um eine artikulatorische Vereinfachung der phonematischen Struktur, die aber im Gegensatz zur Reduktion des /ər/ nicht obligatorisch ist; in diesem Fall kommt es zu einer Assimilation des anlautenden stimmhaften Frikativs in der unbetonten Silbe *so-* an den auslautenden stimmhaften Frikativ des davor artikulierten Worts *das*.

Beim Vergleich von (2) und (3) fällt auch auf, dass die phonemische Transkription Laute enthält, die in der artikulierten Sprache gar nicht vorkommen können (weder im Standarddeutschen noch in den deutschen Dialekten oder Umgangssprachen). So wurde in den Wörtern *nach* und *unverzüglich* der auslautende Frikativ je als /ç/ transkribiert; ein solcher palataler Frikativ ist aber im Deutschen nach einem /a/ überhaupt nicht möglich: nach hinteren Vokalen kommt nur der velare Frikativ [x] vor. Aber da die beiden Laute **komplementär verteilt** sind, also nie in derselben Umgebung auftreten, sind sie auch nicht in der Lage, die Bedeutung zweier Wörter zu unterscheiden. Es kann sich also nicht um zwei Phoneme handeln, und wir können darauf verzichten, sie in der phonemischen Transkription getrennt zu halten. Auch solche Fragen machen die Phonologie des Deutschen zu einer recht komplizierten Angelegenheit.

Prosodie: Schabowskis Äußerung ist natürlich keine einfache Aneinanderreihung von Lauten, sondern sie hat überdies eine holistische Lautgestalt, die sich aus ihrem **Rhythmus** und ihrer Tonmelodie (**Intonation**) ergibt. Diese beiden Phänomene sind die wichtigsten Bestandteile der prosodischen

Struktur einer Äußerung. Eine prosodisch vollständige Äußerungseinheit des Deutschen hat mindestens einen Satzakkzent (**Fokusakkzent**) und endet mit einer als Abschluss interpretierbaren Tonbewegung, in der Regel sinkender oder steigender Art. Man spricht bei einer solchen Einheit von einer **Intonationsphrase**.

Schabowskis Äußerung in (1) bestand aus zwei Intonationsphrasen (s. Abb. 3 und 4). Die erste Intonationskontur (Abb. 3) setzt bei etwa 100 Hz an, sie steigt auf der ersten akzentuierten Silbe (*tritt*) an und bildet einen Gipfel bei etwa 180 Hz; auf der nächsten unakzentuierten Silbe (*nach*) sinkt die Tonmelodie, um auf der ersten, betonten Silbe von *meiner* wieder die Gipfelhöhe von ca. 180 Hz zu erreichen. Auf den folgenden unbetonten und betonten Silben (*-ner Kenntnis is das so-*) bleibt die Intonation etwa auf diesem für eine Männerstimme schon sehr hohen Niveau konstant (übrigens ein typisches intonatorisches Merkmal des Berlinischen), um dann auf der Nukleussilbe *-FORT* noch einmal auf fast 250 Hz anzusteigen und schnell und deutlich abzusinken; dies signalisiert das Ende der ersten Intonationsphrase. Es

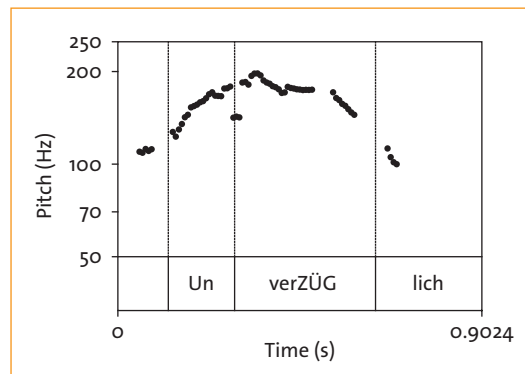


Abb. 4:
Die zweite Intonationsphrase von Schabowskis Äußerung (1); Extraktion der Grundfrequenz (Intonationsbewegung)

folgte dann eine zweite Intonationsphrase, die lediglich aus dem Wort *unverzüglich* besteht (s. Abb. 4).

Diese Intonationsphrase weist einen ansteigend-absteigenden Tonhöhenverlauf auf. Der recht schnelle und starke Anstieg von etwas über 100 auf fast 200 Hz erfolgt vor allem auf dem nebenakzentuierten *un-* und erreicht auf *-ver-* einen Gipfel; auf der Fokusakzentsilbe *-züg-* fällt er leicht und auf der letzten Silbe *-lich* stark ab, um etwa auf dem Niveau der Anfangssilbe zu enden.

Um eine kleine Äußerung wie die Schabowskis einigermaßen gut in ihrer Lautstruktur analysieren zu können, benötigt man also schon ein sehr ausgefeiltes Wissen über die phonetische und phonologische Struktur von Sprache und insbesondere von der Struktur des Deutschen. Unser Gehirn ist so verschaltet, dass diese recht komplexen Prozesse in einer bewundernswerten Weise meist völlig ohne Probleme und in kürzester Geschwindigkeit (nämlich fast synchron mit dem artikulatorischen Akt) bewältigt werden können.

Und was passiert mit der phonetischen Variation? Die phonemische Sicht auf Sprache reduziert also die Lautgestalt; aber auch die phonetischen Details, die dabei ausgeblendet werden, spielen für die sprachliche Kommunikation eine wichtige Rolle. Schabowski wuchs in Pommern auf, seit seiner Gymnasialzeit spielte sich sein Leben aber in Berlin ab. Auch in der relativ formellen Situation der Pressekonferenz und in seiner offiziellen Rolle als Mitglied des Politbüros der SED gibt es dementsprechend phonetische Details, die auf die Region Berlin verweisen. So deutet die ›flache‹ Realisierung des Diphthongs /ai/ in *meiner* ([aə]), also die geringe Bewegung innerhalb des Diphthongs, auf die Region Berlin hin (in anderen Regionen Deutschlands wäre der a-Laut tiefer und der zweite Teil des Diphthongs höher); ebenso verrät der Sprecher seine Herkunft durch die Zentralisierung und Öffnung des /o/ und des darauf folgenden Schwas (in *sofort*, aus phonologisch /or/). Beide Merkmale wären allerdings auch mit der Dialektregion Obersachsen kompatibel. Eindeutiger berlinisch ist die schon oben beschriebene ›treppenartige‹ Intonation. Das phonetische Signal enthält also **regionale Information**.

Übrigens ›berlinert‹ Schabowski nicht hemmungslos; das wäre weder seinem Status noch der Situation angemessen. So vermeidet er in Äußerung (1) berlinisches *dat* oder *dit* anstelle von *das*, oder *meener* anstelle von *meiner*. Auslautend /er/ wird nicht als /a/ realisiert. Neben der Herkunft

indiziert die Äußerung also auch **sozialen Status** sowie die **Situation**. In diesem Zusammenhang ist auch die Realisierung von *ist* als *is* zu erwähnen, die zwar kein regionales Merkmal ist, sondern überall in Deutschland vorkommt, aber auf eine eher **informelle Sprechsituation** verweist.

Es geht in der mündlichen Sprache also immer um mehr als um Aussagen über die Welt. Vielmehr stellt sich der Sprecher als eine **soziale Person** mit einer bestimmten sozialen Identität dar, und er zeigt den anderen, wie er die Situation versteht, in der er sich befindet. Das kann unabsichtlich oder absichtlich geschehen. Schabowski wird sich darüber wenig Gedanken gemacht haben (er hatte andere Sorgen), aber er konnte nicht vermeiden, dass er Informationen dieser Art in seiner Äußerung mittransportierte.

Sprache enthält also Merkmale, die nichts mit dem Inhalt des Gesagten zu tun haben, sondern etwas über den Sprecher und seine Beziehung zur Situation, zum Hörer und zum Gesagten verraten. Manchmal kommt noch mehr dazu: Variable Phänomene in der Sprache indizieren dann einen ablaufenden **Wandel**. So wird im Deutschen die Tilgung des auslautenden /t/ in *ist* immer mehr auch in eher formellen Situationen akzeptiert, und es ist durchaus vorstellbar, dass sie einmal die alleinige Form im (mündlichen) Deutsch wird. Wie das genau geschieht und wie man es untersuchen kann, wird in diesem Buch in Kapitel 7 beschrieben. Dort wird auch gezeigt, dass die Variation in der Sprache keineswegs auf die Phonetik eingeschränkt ist. Auch in der **Grammatik und Lexik** und selbst in der Diskursstruktur gibt es Variation. In unserem Beispiel trifft das z. B. auf *sofort* und *unverzüglich* zu, die ja beide denselben Sachverhalt bezeichnen. *Sofort* ist aber ein Wort, das man immer verwenden kann, während *unverzüglich* einem schriftsprachlichen, bürokratischen Register entstammt.

1.1.2 | Wörter

Wörter und Sätze: Schabowskis Äußerung hat natürlich nicht nur eine lautliche, sondern auch eine **grammatische Struktur**. Das bedeutet zuallererst, dass sich der Lautstrom für jemanden, der des Deutschen mächtig ist, so segmentieren lässt, dass darin Wörter erkennbar sind. Diese Wörter verhalten sich in einer bestimmten Art und Weise zueinander, die wir als **Syntax** bezeichnen.

Im Gegensatz zu anderen Sprachen ist es im Deutschen nicht möglich, die Wortart der Adjektive von der der Adverbien durch eine einheitliche morphologische Markierung (ein Affix etwa) zu unterscheiden. Zwar gibt es im Deutschen ein produktives, Adverbien bildendes Suffix (*-weise*, etwa: *üblicherweise*, *möglicherweise*), aber das Suffix ist keineswegs obligatorisch: Entsprechend ist es zwar richtig, dass (fast) alle mit *-weise* gebildeten Wörter Adverbien sind (ein Gegenbeispiel wäre so etwas wie die *versuchsweise Genehmigung*), aber das Umgekehrte trifft nicht zu. So ist *sofort* ein Adverb (das zugehörige Adjektiv wird durch das Suffix *-ig* gebildet: *sofortig*), aber es wird nicht formal als solches gekennzeichnet. (Im Englischen, das das Suffix *-ly* wesentlich regelmäßiger verwendet, oder im Italienischen, das *-mente* ähnlich einsetzt, stehen die Chancen für die formale Definition von Adverbien schon besser.)

Wichtiger für die morphologische Identifizierung von Adjektiven ist, dass sie in attributiver Verwendung (also innerhalb einer Nominalphrase, meist vor einem Nomen) flektiert werden (*unverzüglich-es Inkrafttreten*, *sofortig-e Umsetzung* etc.). In prädikativer Funktion können Adjektive flektiert werden, meistens werden sie es aber nicht: *die Pressekonferenz ist spannend/eine spannende*. In manchen Fällen hilft allerdings sogar die Betrachtung der attributiven Verwendung nicht weiter. So gibt es einige wenige Adjektive, die auch in attributiver Funktion nicht flektiert werden. Zum Beispiel hat sich das Adjektiv *orange* (wie viele andere Farbadjektive jenseits der kleinen Gruppe der Grundfarben) aus einem Nomen entwickelt, und obwohl es schon lange in attributiver Funktion verwendet wird (*ein orange Hemd*), war nach der Normgrammatik seine morphologische Markierung (*ein oranges Hemd*) verboten. Heute gehören u. a. evaluative Adjektive wie *klasse* (*ein klasse Typ*) oder *super* (*eine super Idee*) zur Gruppe der nicht flektierbaren Adjektive. Sie haben sich über die prädikative Verwendung aus anderen morphologischen Klassen (Nomen, Präfix) zum Quasi-Adjektiv entwickelt, dessen »kanonische« Form aber nicht erreicht. Flektiert werden sie nämlich nicht.

Wie schon die Identifizierung der Wörter selbst, so lässt sich auch die Bestimmung der Wortarten am besten unter Zuhilfenahme der Syntax bewerkstelligen. Im Fall von *sofort*, das nie attributiv stehen kann, handelt es sich eindeutig um ein Adverb. Dieses Adverb kommt eigenartigerweise in einer Kopula-Konstruktion vor, in der normalerweise Adjektive stehen, wie sich an der Umformung

in ein Attribut zeigen lässt (*die Entscheidung ist mutig* → *eine mutige Entscheidung*). In unserem Beispielsatz belegt der Test jedoch keine adjektivische Verwendung (was daran liegt, dass sich das Subjektspronomen *das* nicht attributiv modifizieren lässt und man es auch nicht durch ein attributiv modifizierbares, gleichbedeutendes Nomen ersetzen kann). Man muss *sofort* und *unverzüglich* eher als Adverbien zu einem mitgedachten Adjektiv *gültig* o. Ä. verstehen. Der syntaktisch leicht schräge Eindruck, den man von der Gesamtaussage *nach meiner Kenntnis ist das sofort, unverzüglich* bekommt, ergibt sich gerade aus dieser Verwendung eines Adverbs in einer Kopula-Konstruktion.

Morphologie: Die Teildisziplin der Linguistik, die sich mit dem Aufbau der Wörter beschäftigt, ist die Morphologie (s. dazu ausführlich Kap. 3). In der Morphologie geht es um die interne Struktur von Wörtern, insbesondere um die Frage, wie ihre formalen Merkmale sie in den Satz als übergeordneter grammatischer Einheit und in die Sprechsituation einbetten, und um die Frage, wie in einer Sprache aus schon existierenden Wörtern neue gebildet werden können.

Flexionsmorphologie: Beginnen wir mit der morphologischen Einbettung in den **Satz- und Situationszusammenhang**. Ein gutes Beispiel ist das finite (flektierte) Verb *tritt* aus Äußerung (1). Das Verb steht in der 3. Ps. Singular und kontrastiert deshalb mit (*ich*) *trete*, (*du*) *trittst*, (*wir, ihr, sie*) *treten*. In Bezug auf Numerus und Person stimmt es mit dem Subjekt des (von Schabowski zunächst offenbar intendierten, in dieser Form aber nicht realisierten) Satzes *das tritt nach meiner Kenntnis (sofort in Kraft)* überein, nämlich dem Pronomen *das*. Man sagt, dass das Subjekt und das Verb in Bezug auf Numerus und Person **kongruieren**. (Im Deutschen kongruieren Subjekt und Verb, in manchen anderen Sprachen ist zusätzlich auch noch die Kongruenz von Verb und Objekt erforderlich.) Die Morphologie hat hier also die Funktion, innerhalb des Satzes eine Verbindung zwischen finitem Verb und Subjekt herzustellen. Zugleich bettet das finite Verb *tritt* die Äußerung durch seine morphologische Markierung aber auch in die **Sprechsituation** ein. (*Das*) *tritt* kontrastiert nämlich auch mit den Formen (*das*) *trat* ..., (*das*) *träte* (oder: (*das*) *würde* ... *treten*) u. a. Die Wahl von (*das*) *tritt* lässt darauf schließen, dass der Sprecher sich nicht auf etwas bezieht, was (vom Sprechzeitpunkt aus) in der Vergangenheit liegt, und dass er etwas ausdrücken

will, was nach seiner Meinung tatsächlich geschieht oder geschehen wird, nicht etwa nur als Möglichkeit existiert. Das Verb kann diese Einbettung in die Sprechsituation leisten, weil es neben Numerus und Person auch noch in Bezug auf Tempus (hier: Präsens) und Modus (hier: Indikativ) flektiert ist.

Die **temporale Referenz** des von Schabowski beschriebenen Sachverhalts war natürlich in der historischen Situation im Jahr 1989 ganz entscheidend. Aus dem grammatischen Tempus des Präsens alleine ließ sich interessanterweise noch nicht ablesen, dass der Sachverhalt der Grenzöffnung im Augenblick des Sprechens schon galt. Um dies auszudrücken, verwendete Schabowski ja gerade das Adjektiv *sofort*, das er anschließend noch durch *unverzüglich* paraphrasierte. Das Präsens selbst ist im Deutschen also nicht unbedingt ein Ausdruck der Jetztzeitigkeit; man kann damit durchaus auch auf etwas verweisen, was erst in der Zukunft stattfinden wird (*das tritt nächstes Jahr in Kraft*).

Ein anderes flektiertes Wort in der Äußerung Schabowskis ist die possessive Artikelform *meiner*. Auch diese Wortform kontrastiert formal mit anderen, nämlich *meinem*, *meines*, *meine*. Welche Form gewählt wird, wird teils vom folgenden Nomen diktiert, teils von der vorausgehenden Präposition: da *Meinung* ein feminines Nomen im Singular ist, muss die vorausgehende possessive Artikelform ebenfalls so markiert werden, d. h. hier kongruieren Artikelform und Nomen. Zusätzlich ist die Artikelform morphologisch als Dativ gekennzeichnet; dieser Kasus wird aber nicht vom Nomen bestimmt, sondern von der Präposition *nach*, die den Dativ ›fordert‹. Sie steht selbst nicht im Dativ, d. h. es kann sich nicht um eine Kongruenzbeziehung handeln; vielmehr **regiert** die Präposition einen Kasus, der sich in der nachfolgenden Nominalphrase (hier: *meine Meinung*) ausdrückt. Überdies gilt auch hier, dass die possessive Artikelform zusätzlich zu ihrer satzinternen Funktion eine Beziehung zur Sprechsituation herstellt: Sie bezieht sich auf den Sprecher und kontrastiert mit *deiner*, *seiner*, die auf andere situative Rollen, nämlich den Angesprochenen bzw. einen Dritten verweisen würden.

Die Wörter in den Sätzen verbinden sich also miteinander durch **Kongruenz** und **Rektion**. Kongruenz wird im Deutschen zwischen Subjekt und Prädikat sowie innerhalb von Nominalphrasen verlangt; Rektion bestimmt zum Beispiel den Kasus einer Nominalphrase innerhalb einer Präpositionalphrase. Neben den Präpositionen regieren auch Verben: Wir wissen, welche weiteren Be-

standteile ein Satz haben muss, in dem das Wort *treten* vorkommt, nämlich ein Subjekt (im Nominativ) sowie eine Richtungsangabe (hier das metaphorische *in Kraft*). Die Verben haben also eine **Valenz** (die indiziert, welche weiteren Elemente im Satz enthalten sein müssen) und sie regieren in Bezug auf den Kasus die anderen Elemente.

Morphologische Typologie: Anhand der beiden flexionsmorphologisch komplexen Wörter *tritt* und *meiner* lassen sich exemplarisch einige wesentliche Eigenschaften des Deutschen zeigen, die diese Sprache von vielen anderen unterscheiden. Die beiden Wörter haben unterschiedliche formale Eigenschaften. Die Wortform *meiner* kann man in zwei Bestandteile (**Morpheme**) zerlegen, nämlich den Stamm *mein-* und die Endung *-er*. Der Stamm hat eine bestimmte Funktion (sie drückt ›Zugehörigkeit zum Sprecher‹ aus), die Endung hat eine andere (sie markiert Dativ, Femininum, Singular). In der Wortform *tritt* ist eine solche Zerlegung nicht möglich. Die morphologische Information (3. Ps. Singular Präsens Indikativ) wird ausschließlich durch den Vokal /i/ sowie durch das Fehlen einer Endung markiert. Wir können diese Wortform nicht in morphologische Bestandteile mit je unterschiedlicher Funktion aufsplitten. In den Sprachen der Welt ist die morphologische Markierung durch **Affixe** (separierbare Bestandteile) wesentlich häufiger als die morphologische Markierung durch **Vokalwechsel** (wie in *tritt*).

Überdies ist auffällig, dass die einzelnen morphologischen Kategorien (Numerus, Tempus, Person, Modus, Kasus) im Deutschen nicht jeweils einzeln ausgedrückt werden, also durch verschiedene Morpheme, sondern sich in einer Endung bzw. einem wortinternen Vokalwechsel bündeln. Dass es auch anders geht, ist schnell zu sehen, wenn wir den deutschen Satz *das tritt nach meiner Kenntnis sofort in Kraft* versuchsweise ins Türkische übersetzen:

- (7) Bildig-im-e göre hemen yürürlüğ-e koyul-acak-tır.
Wissen-POSS.1SG-DAT nach sofort Gültigkeit-DAT herangeh-FUT-FACT

Die wörtliche Übersetzung wäre etwa ›meinem Wissen zufolge sofort die Gültigkeit beginnen wird‹. Der dem deutschen *tritt-* entsprechende türkische Verbstamm *koyul-* verändert sich selbst gar nicht. Die 3. Ps. (›es beginnt‹, ›geht heran an‹) wird morphologisch nicht durch ein eigenes Element ausgedrückt, ebenso wenig der Numerus (Singular). Anstelle des Präsens muss im Türkischen das Futur stehen (selbst wenn es sich um ein unmittel-

bar eintretendes Ereignis handelt); dieses wird durch ein Suffix markiert, das ausschließlich Futur bedeutet. Zusätzlich wird im geschriebenen-normsprachlichen Türkisch gern noch ein weiteres Suffix *-tir* an das Futursuffix angehängt, das die Faktizität des Gesagten unterstreicht.

Betrachten wir nun die Entsprechung des deutschen Worts *meiner*. Possessivität wird im Türkischen nicht durch ein eigenes Wort kodiert, sondern durch das Suffix *-im* (1. Ps.) am Nomen *bildik* (durch eine phonologische Regel wird dort auslautend /k/ ›verweicht‹ und nicht mehr gesprochen). Der von der Postposition *göre* regierte Kasus ist der Dativ, markiert durch die Endung *-e*, die nach dem Possessivsuffix an das Wort angehängt wird.

Im Vergleich zum Deutschen fallen zwei Dinge auf: Zum einen wird alle morphologische Information mittels Affixen ausgedrückt, der Stammvokal verändert sich aus morphologischen Gründen nie. Zum anderen drückt jedes Suffix nur eine grammatische Kategorie aus. Das Türkische repräsentiert also einen anderen morphologischen Sprachtyp als das Deutsche (**agglutinierend** im Vergleich zum **fusionierenden** Deutsch). Wie man Sprachen aufgrund ihrer Morphologie bestimmten Typen zuordnen kann, wird in den Kapiteln 3 und 8 genauer besprochen.

Wortbildungsmorphologie: Neben der Flexion beschäftigt sich Morphologie mit der Frage, wie aus schon bestehenden neue Wörter gebildet werden können. Viele Wörter des Deutschen sind ja komplex: Sie sind entweder aus mehreren Wörtern zusammengesetzt (**Komposition**), oder es lässt sich in ihnen ein Grundwort erkennen, aus dem das neue Wort durch morphologische Verfahren abgeleitet worden ist (**Derivation**). So ist in Schabowskis Äußerung das Nomen *Kenntnis* unschwer auf das Verb *kenn-en* beziehbar (genauso wie sich im türkischen Übersetzungsäquivalent das Nomen *bil-dik* auf das Verb *bil-mek* ›wissen‹ beziehen lässt, von dem es abgeleitet ist). Das Suffix *-nis* hat die Funktion, neue Nomina aus Verben zu bilden (z. B. *Besäuf-nis*, *Begräb-nis*); allerdings ist das Suffix nicht mehr besonders **produktiv**, d. h. wir können nicht jedes beliebige Verb auf diese Weise zu einem Nomen machen (**Reparier-nis*, **Begreif-nis*). Überdies hat sich im Lauf der Zeit ein /t/ zwischen Stamm und Suffix eingeschoben (*Kenntnis*), das morphologisch nicht motiviert ist, sondern nur der besseren Aussprechbarkeit dient.

In *unverzüglich* wiederum versteckt sich das Negationspräfix *un-*, das ziemlich produktiv und

semantisch durchsichtig ist (wenn man einmal von Wörtern wie *Untiefe* absieht, ein Wort, das manche Deutsche als ›große Tiefe‹, andere – historisch richtiger – als ›geringe Tiefe‹ interpretieren), sowie außerdem das Adjektive/Adverbien bildende Suffix *-lich*. Allerdings gibt es im heutigen Deutsch weder das Wort *verzüglich* noch das Wort *Unverzug*, sondern nur den juristischen Fachterminus *Verzug* (z. B. *in Verzug sein*). Im Frühneuhochdeutschen gab es noch *verzüglich*, von dem *unverzüglich* abgeleitet werden konnte. Das Wort *Verzug* selbst hat seine fachsprachlich-juristische Konnotation an das abgeleitete *unverzüglich* weitergegeben. Es ist selbst ebenfalls morphologisch komplex, aber in seiner Bildung für die heutigen Sprecher und Sprecherinnen nicht mehr durchschaubar. Seine Struktur führt uns tief in die Sprachgeschichte zurück: Im Althochdeutschen gab es *far-zeohan* (aus dem später *verziehen* wurde), und zwar im Sinne von ›verzögern‹.

1.1.3 | Sätze

Online-Syntax: Wie kombinieren sich nun die Wörter im Beispiel zu **Sätzen**? Wie das Wort, so ist auch der Satz für viele linguistische Laien etwas, was unmittelbar und trivialerweise zu existieren scheint. Schabowskis Redebeitrag in (1) besteht aber nicht einfach aus der Äußerung eines einzelnen Satzes, so wie wir ihn aus Grammatikbüchern kennen. Dafür erlaubt er uns Einblicke in die Satzbildung als ein kognitiv und interaktiv reales Ereignis. Denn Schabowski versprachlicht nicht etwa einen Gedanken und eine grammatische Struktur, die er vorher vollständig im Kopf gebildet hatte. Vielmehr ändert sich sein sprachliches ›Projekt‹, während es entsteht – und das ist für die Spontansprache ganz und gar nicht außergewöhnlich, sondern im Gegenteil recht typisch:

(8) [das trItt nach MEIner, (.) KENntnis,
[(liest in den Unterlagen))
is das so↑FORT; (o.7)
unverZÜglich.

Der Sprecher beginnt mit *das tritt nach meiner ...*, stockt aber nach der possessiven Artikelform. Wir können die Aktivitäten in seinem Großhirn zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht beobachten, es erscheint aber plausibel, dass dieses Stocken durch das gleichzeitige Lesen in dem berühmten Zettel

mit der Presseerklärung zum Beschluss des ZK vom selben Tag bedingt war; das Lesen erforderte kognitive Kapazitäten, was ihn von der flüssigen Produktion des Satzendes abhielt. Nach einem kurzen Zögern folgt das Nomen *Kenntnis*. Die weitere Struktur des Satzes ist nun für die Zuhörer/-innen vorhersagbar: *das tritt nach meiner Kenntnis ...* lässt sich nur mit einer Zeitangabe (*morgen, übernächste Woche, Ende des Jahres ...*) und dem durch das Verbs *treten* vorgegebenen Rest des Funktionsverbgefüges *in Kraft treten* vervollständigen. Die Wahl der inhaltlich entscheidenden Zeitangabe war natürlich nicht vorherzusagen. Schabowski führte seinen Satz aber gar nicht zuende, so als ob er seine Rezipienten gerade durch die Verzögerung auf die Folter spannen wollte. Vielmehr drehte er den begonnenen Satz in eine neue Konstruktion um, indem er *nach meiner Kenntnis* zum Anfang eines neuen Satzes machte, nämlich: *nach meiner Kenntnis is das sofort*. Die syntaktische Planung änderte sich also im Verlauf der Produktion der Äußerung:

das tritt	nach meiner Kenntnis	(→ sofort in Kraft)
das tritt	nach meiner Kenntnis	is das sofort

Solche Drehkonstruktionen (in der Fachterminologie **Konstruktionen apo koinu** genannt, griech. »durch das Gemeinsame«) sind in der gesprochenen Sprache recht häufig. Die Sprecher tilgen den Anfang einer syntaktischen Konstruktion und setzen für die online-Prozessierung einen neuen Anfangspunkt.

Das letzte Element in (1), nämlich das Adverb *unverzüglich*, gehört zwar syntaktisch ebenfalls noch zur Äußerung, es hat aber einen ganz besonderen Status: Es tritt **retraktiv** an der Stelle von *sofort* in dessen syntaktische Position, um das dort ursprünglich platzierte Wort durch ein (nach Meinung des Sprechers) spezifischeres oder passenderes zu ersetzen:

das tritt nach meiner Kenntnis is das	sofort
	unverzüglich

Phänomene wie *apo-koinu*-Konstruktionen oder retraktive Ersetzungen geben wichtige Hinweise auf

die Verarbeitung von Sprache; Kapitel 5 in dieser Einführung widmet sich diesem Thema genauer. Zugleich lassen sie sich aber auch in ihrer Funktion für das Gespräch analysieren, was besonders im Fall der retraktiven Ersetzungen in der Interaktionalen Linguistik geschehen ist (s. dazu Kap. 6).

Phrasenstruktur: Wo ein Satz anfängt und wo er aufhört, ist also – wie an Beispiel (1) zu sehen – gar nicht so einfach zu bestimmen. Trotzdem können wir fragen, welche Struktur der geplante Satz *das tritt nach meiner Kenntnis sofort in Kraft* bzw. der letztendlich entstandene Satz *nach meiner Kenntnis is das unverzüglich* haben. Wir haben bereits angedeutet, wie sich Wörter durch Verschiebe- und Ersetzungstests bestimmen lassen. Dieselben Tests erlauben die Schlussfolgerung, dass die Wörter in einem Satz sich in der Regel in größere Einheiten gruppieren lassen. Insbesondere ist es offensichtlich, dass im Beispielsatz die Wortsequenz *nach meiner Kenntnis* einen anderen Status hat als zum Beispiel die Wortsequenz *Kenntnis is das*: Im Gegensatz zur ersteren lässt sich diese nämlich nicht insgesamt verschieben:

- (9) (a) [nach meiner Kenntnis] is das sofort
- (b) sofort is das [nach meiner Kenntnis]
- (c) das is [nach meiner Kenntnis] sofort
- (d) *nach [Kenntnis is das] sofort meiner
- (e) *sofort nach meiner [Kenntnis is das]
- etc.

In der Syntax geht es zuallererst einmal darum, solche **Phrasen** zwischen Wort (minimale Phrase) und Satz (als maximaler Phrase) zu bestimmen und ihre Struktur sowie Einbettung in größere Strukturen (andere Phrasen oder den Satz als Ganzes) zu beschreiben. Wie das genau geht, wird in Kapitel 4 genauer erläutert. Etwa ist *nach meiner Kenntnis* eine Präpositionalphrase, weil das bestimmende Element darin (der **Kopf**) die Präposition *nach* ist; sie legt den Kasus der Nominalphrase *meiner Kenntnis* fest. In dieser Nominalphrase wiederum ist das Nomen das zentrale Element, denn es bestimmt das Genus des Artikels (Determinators, »Det«, *meiner*). Außerdem müssen in der Nominalphrase alle Elemente in Bezug auf Numerus und Kasus übereinstimmen. Wir bekommen also eine hierarchische Phrasenstruktur: